

Buch des Monats November

Von Dunkelheit zu Dunkelheit

Henning Mankell, *Treibsand. Was es heißt, ein Mensch zu sein*, Paul Zsolnay Verlag 2015, 384 Seiten, ISBN 3552057366

„Zu altern heißt, rückwärts zu blicken. Die Erinnerung an Ereignisse und Menschen kann man auf verschiedene Weise erleben. Wie wenn man zu einem Buch zurückkehrt, das man schon viele Male gelesen hat. Man findet immer etwas Neues. Seitdem ich an Krebs erkrankt bin, kommt es mir so vor, als würde ich immer öfter etwas Unerwartetes in den auftauchenden Erinnerungsbildern entdecken... Das Leben ist ein großer Tumult mit unaufhörlichen Schwankungen zwischen dem, was uns ängstigt, und anderem, was uns Freude bereitet. Im besten Fall gelingt es uns, im Verlauf unseres Lebens gute Erinnerungen zu schaffen.“ (240f) Der schwedische Schriftsteller Henning Mankell liefert mit dieser Passage eine Lesehilfe für sein so beeindruckendes wie bedrückendes Buch ‚Treibsand. Was es heißt, ein Mensch zu sein‘, das soeben im Wiener Zsolnay-Verlag erschienen ist und das von Wolfgang Butt hervorragend und einfühlsam ins Deutsche übertragen wurde.



Henning Mankell (*1948) wurde einem breiten Publikum vor allem durch die Kriminalromane um seinen knurrigen Kommissar Kurt Wallander bekannt. Seit Jahrzehnten war Mankell jedoch auch in seiner Wahlheimat Mosambik als Theaterregisseur tätig – und dort nicht nur politisch engagiert. Vielmehr schrieb er über die Menschen und Themen Afrikas auch einige Romane, die mit Sicherheit zu seinen dichterisch stärksten gehören. Genannt werden sollen hier nur ‚Der Chronist der Winde‘ und ‚Ich sterbe, aber die Erinnerung lebt‘.

Und dann erfuhr Mankell zu Beginn des Jahres 2014, dass er an Krebs erkrankt sei und sich die Tumore in Hals und Lunge möglicherweise bereits ausgebreitet haben. Er geht mit seiner Krankheit offensiv um, unterzieht sich den notwendigen Therapien – und beginnt über die Krankheit, deren Verlauf und sein Leben zu schreiben. Dabei setzt er sich mit Fragen nach der eigenen Person, der Gesellschaft, ökologischen Verwüstungen und wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten auseinander, erinnert sich an Begegnungen, Diskussionen und Erfahrungen seines Lebens. All das erzählt er in kurzen, prägnanten

Kapiteln, die dabei aber jeweils einen Raum weit über die Person Henning Mankell hinaus öffnen. Er kommt auf Menschen zu sprechen, durch deren Begegnung sich sein Lebensweg entscheidend verändert, ebenso aber auch auf Bilder, Fotografien und Leseerfahrungen, die ihn so prägten, dass danach das Leben anders weiter lief. Er blickt nicht nur auf seine Kindheit und seinen Werdegang zurück, sondern versteht es in Bildern, die bleiben, entscheidende Situationen, Wendepunkte zu verdichten: „Ich selbst sah einmal, als ich Kind war und in einer kalten Winternacht keinen Schlaf fand, einen einsamen Hund durch den Lichtkegel einer schwankenden Straßenlaterne laufen und danach wieder in die Dunkelheit verschwinden. Manchmal denke ich, dass meine Fragen über Leben und Tod, über Vergangenheit und Zukunft, mit diesem einsamen Hund zu tun haben, der auf leisen Pfoten von Dunkelheit zu Dunkelheit lief. Unsere Fähigkeit, uns Fragen zu stellen, macht uns zu Menschen. ... Ein Schiff, das von einer Reise zurückkehrt, ist ein anderes Schiff als jenes, das einst in See stach. Auch die Wahrheit reist in meinem Kopf und in meinem Leben mit. Damit diese Wahrheiten überleben, muss ich sie manchmal in Frage stellen und eine Veränderung suchen. ... Manchmal muss die Wahrheit auf den Kopf gestellt werden, um wieder auf die Füße zu kommen.“ (252-254) So wie hier gelingt es Mankell immer wieder, gerade bei den ersten und letzten Fragen Sprache und Bilder zu finden, wo Antworten und Erklärungen enden. Dabei sieht sich Mankell, das betont er wiederholt, fernab eines affirmativen Glaubens, tut sich ungeheuer schwer mit positiven Aussagen zu Gott oder gar einem möglichen Leben nach dem Tod. Dennoch, so tastet er sich stammelnd voran: „Wo keine Hoffnung besteht, gibt es auch keinen Gott mehr. ... Was geschieht mit Menschen, die jegliche Hoffnung verloren haben? Wenn ihnen nichts mehr bleibt? Es gibt keine Antwort auf diese Frage. Sie ist ganz einfach falsch gestellt oder unmöglich zu beantworten. Wo alle Hoffnung endet, gibt es kein menschliches Leben. ...Die ganze Zeit müssen wir dafür sorgen, dass die Hoffnung immer stärker ist als die Hoffnungslosigkeit. Ohne Hoffnung gibt es im Grunde kein Überleben. Das gilt für einen krebserkrankten Menschen genauso wie für andere. ... Wir klammern uns an das Rettungsfloß, obwohl wir eigentlich nicht mehr die Kraft dazu haben. Aber die Hoffnung existiert. Vielleicht nur als ein Schatten. Aber dennoch.“ (102-105)

Oft meint man lesend, dem schreibenden Henning Mankell im warmen Licht einer Schreibtischlampe über die Schulter sehen zu können, oder gar an einer Stunde Anteil zu haben, in der der schwerkranke Schriftsteller vor Schmerz und Fragen nicht in den Schlaf gefunden hat. Insofern ist dieses Buch auch das eindrucksvolle Zeugnis der Confessio eines ringenden Menschen: „In dunkleren Stunden habe ich versucht, Berechnungen darüber anzustellen, wie lange ich gelebt habe und wie lange ich –unter verschiedenen Prämissen- noch zu leben hoffen kann. Werde ich ein Langzeitüberlebender, oder bekomme ich nur noch ein paar Jahre? ... Aber weder das Leben noch der Tod können zu Fraktalen oder Gleichungen zweiten Grades umgedeutet werden. Man kann zwar Herzschläge und die Anzahl weißer oder roter Blutkörperchen zählen. Doch das Leben kann nie Ausdruck einer mathematisch exakten Messung sein.“ (275)



Solche Überlegungen sind häufig so konkret wie poetisch, so präzise formuliert wie hellichtig getroffen, dass man lesend hineingenommen ist in die Tiefe und Weite eines Schriftstellers, der die *conditio humana* des Menschen im Brennglas seines eigenen verrinnenden Lebens zu bündeln unternimmt: „Die Katzen, die ich in meinem Leben gehabt habe, wussten nichts von ihrem Tod. Sie wussten nicht einmal, dass sie lebten. ... Unser menschliches Ich ist nichts anderes als das Wissen um unsere Sterblichkeit. Wer sich seine Angst vor dem Unbekannten eingesteht, begreift, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. ... Mut und Angst sind ständig ineinander verwoben. Es bedarf des Muts zu leben und des Muts zu sterben. Aber ich habe noch nicht vor zu sterben... zumindest jetzt noch nicht. Es ist noch zu vieles ungetan.“ (120-123) „Mit einer Krebserkrankung zu leben heißt, ohne jede Garantie zu leben. So wie die nächtlichen Wege der Katzen unbekannt sind, wandern auch Krebszellen auf schlecht beleuchteten Pfaden. Wir glauben, so viel zu wissen. Aber wir werden ständig gezwungen, unsere Vorstellungen von der Welt neu zu überdenken. ... Zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Wissen und Illusionen, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen dem, was ich will, und dem was ich tue. Und nicht zuletzt zwischen mir selbst und der Gesellschaft, in der ich lebe.“ (342)

Nach einer erfolgreichen Therapiephase spricht sein behandelnder Arzt davon, dass er zwar noch nicht genesen sei, aber nun eine Atempause bekommen habe. Und eine Atempause könne lange dauern. Mankell schreibt darauf, und so endet das Buch: „In dieser Atempause lebe ich zurzeit. Ich denke dann und wann an die Krankheit, an den Tod und daran, dass es bei Krebserkrankungen nie irgendwelche Garantien gibt. Aber vor allem lebe ich in der Erwartung neuer begnadeter Augenblicke. In denen mir niemand die Freude nimmt, selbst etwas zu schaffen oder etwas zu sehen, was andere geschaffen haben. Augenblicke, die kommen. Die kommen müssen, wenn das Leben für mich einen Wert haben soll.“ (381)

Es war ihm nicht mehr vergönnt, Henning Mankell ist am 5. Oktober 2015 in Stockholm gestorben. ‚Treibsand‘ ist sein bewegendes Erbe, das er uns hinterlässt, sein literarisches Vermächtnis.

Dirk Steinfurt